

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Hortense Ullrich

Atmen Sie normal weiter



Hortense Ullrich

ATMEN
SIE
NORMAL
WEITER

Roman

Wunderlich

1. Auflage Februar 2015

Originalausgabe

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Redaktion Silke Kramer

Alle Rechte vorbehalten

Satz aus der Dolly PostScript (InDesign)

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 8052 5070 2



VENEZUELA

I. KAPITEL

«Alexa Langendorf.»

Lexi nannte nun schon zum dritten Mal ihren Namen, aber Rosita, das Mädchen hinter der Empfangstheke der gynäkologischen Praxis in der Avenida Rio Manapire in Caracas, nickte ihr nur freundlich zu und blätterte weiter in irgendwelchen Unterlagen. Parallel dazu führte sie ein Telefonat und tippte eine Nachricht in ihr Handy. Zwischendurch lächelte sie Lexi entschuldigend zu.

Lexi wollte nur ein paar Akten abholen, aber offenbar war das Ablagesystem in der Praxis nicht alphabetisch angelegt. Sie seufzte. Sie hatte sich im Lauf der Jahre an vieles gewöhnt. Sie mochte die freundliche, lebhafte und unbeschwerte Art der Südamerikaner, aber ihre deutschen Wurzeln konnte sie nicht verleugnen. Besonders wenn es um Pünktlichkeit und Organisation ging. Möglicherweise lag es auch an ihrem Alter; mit sechzig war sie vielleicht nicht mehr so chaosresistent.

Die Atmosphäre in der Praxis unterschied sich kaum von der in einem Straßencafé. Während weitere Frauen die Praxis betraten und direkt miteinander palaverten, liefen ihre Kinder umher, spielten und plapperten ebenfalls ununterbrochen. Lexis Spanisch war fließend, sie konnte mithalten, aber ihr Temperament war nach wie vor sehr deutsch.

Ob sie diesen Trubel und das bunte Leben vermischen würde, wenn sie wieder in Deutschland lebte? Das war heute ihr letzter Besuch in der Praxis von Dr. Ramirez, denn sie würde das Land verlassen. Vor zwanzig Jahren war sie mit ihrem Mann von Deutschland nach Südamerika gezogen. Erste Station: São Paulo. Im Laufe der Jahre ging es weiter, im Uhrzeigersinn einmal um die südamerikanische Küste: Montevideo, Buenos Aires, Santiago, Lima. Dann nach Ecuador, dort lebten sie in Guayaquil, von dort zogen sie in die kolumbianische Hafenstadt Cartagena. Inzwischen wohnten sie in Caracas.

Vor ein paar Wochen hatte ihr Mann sie mit der Mitteilung überrascht: «Lexi, ich werde mich aus dem aktiven Berufsleben zurückziehen. Wir gehen nach Deutschland zurück.» Lexi – das «I» hatte sich seit ihrer Teenagerzeit hartnäckig gehalten, und jeder ihrer Versuche, ihren Namen in Lexa umzuwandeln, als sie die fünfzig überschritten hatte, war gescheitert – war etwas irritiert, denn das kam für sie sehr unvermittelt. Und er hatte auch bereits eine Wohnung in Deutschland gekauft. Aber nachdem Lexi sich an den Gedanken gewöhnt hatte, freute sie sich auf den Umzug. Nicht auf den Umzug an sich, aber darauf, wieder in Deutschland zu leben. Und vor allem darauf, dass Karsten nicht mehr arbeiten würde, sie endlich sesshaft werden würden und nun gemeinsam ihr Leben genießen konnten.

Lexi versuchte erneut, die Aufmerksamkeit des Mädchens am Empfang zu bekommen. «Ich setze mich in den Wartebereich. Sagen Sie Bescheid, wenn Sie meine Unterlagen gefunden haben.» Sicherheitshalber nannte sie noch einmal ihren Namen: «Alexa Langendorf.»

«¡No hay problema!»

«Von wegen: Kein Problem», dachte Lexi, nickte jedoch geduldig und nahm Platz. In Sicht- und Hörweite des Empfangs, damit sie Rosita jederzeit wieder ihren Namen zuruufen könnte, falls es notwendig sein sollte.

Während sie in einer Zeitschrift blätterte, bekam sie am Rande mit, wie ein Paar aus einem der Behandlungszimmer kam und zum Empfang ging.

Lexi hörte, wie die Patientin sagte: «Dr. Ramirez meinte, Sie geben mir noch eine Liste mit Präparaten, die ich während der Schwangerschaft nehmen soll.»

Munter spulte Rosita den Text ab: «Hier ist eine Broschüre mit Verhaltensregeln und Empfehlungen. Folsäure ist sehr wichtig, und es gibt spezielle Vitaminpräparate für Schwangere. Alles Gute und herzlichen Glückwunsch.»

«Vielen Dank», sagte der Herr. «Wir freuen uns sehr auf das Kind. Es ist unser erstes.»

Beim Klang seiner Stimme durchfuhr Lexi ein heißer Schreck. Er klang wie ... Nein, Unsinn. Dennoch sah sie auf und blickte zum Tresen. Das Paar verabschiedete sich und verließ die Praxis.

Lexi war wie paralysiert: Der glückliche werdende Vater sah aus wie Karsten. Ihr Ehemann!

«Señora Langendorf», tönte es in den Wartebereich.

Lexi reagierte nicht. Die Stimme wurde lauter, schließlich trat Rosita hinter der Empfangstheke hervor und kam auf sie zu: «Hola! Señora Langendorf!»

Lexi stand mechanisch auf, in ihrem Kopf rauschte und brummte es. Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Rosita streckte ihr stolz einen Papierstapel entgegen. «Ich hab endlich Ihre Unterlagen gefunden!»

Lexi griff danach und murmelte geistesabwesend: «Vielen Dank.»

«¡Buena suerte!», rief ihr Rosita hinterher, als sie mit schweren Schritten die Praxis verließ.

Viel Glück? Glück? Das hatte sich gerade aus ihrem Leben verabschiedet.

Lexi versuchte, etwas zu fühlen. Irgendetwas. Nichts. Sie spürte nichts. Ihr ganzer Körper fühlte sich taub an. Und sie konnte nicht denken. Sie war nicht mal in der Lage, bis zwei zu zählen oder einen Gedanken, der ihr durch den Kopf huschte, festzuhalten.

Sie bewegte sich wie in Trance und schien keinen Einfluss darauf zu haben, wohin sie ging. Als sie an einer kleinen Grünfläche vorbeikam, meldete sich ihr Kreislauf. Ihr wurde übel. Oh, gut, sie lebte noch. Sie setzte sich auf eine Bank. Das flaue Gefühl ließ langsam nach. Und ihr Gehirn begann wieder zu arbeiten, sie erlangte die Kontrolle über ihre Gedanken zurück. Was ihr jedoch fehlte, war ein Gefühl. Irgendeins. Wut, Trauer, Schmerz, Verzweiflung, Hass. Nichts. Sie war zu keinerlei Gefühlsregung fähig. Nun gut, eins nach dem anderen. Erst mal war Lexi froh, dass sie wieder denken konnte.

Hätte sie ihren Mann ansprechen sollen? Er hatte sie nicht gesehen. Er wusste nicht, dass sie wusste ... Ein wenig war es ihr sogar unangenehm, dass sie einen so intimen Moment im Leben ihres Mannes mitbekommen hatte. Sie fühlte sich wie der Lauscher an der Wand. Vielleicht hatte sie sich ja auch geirrt? Aber wie wahrscheinlich ist es, den eigenen Ehemann, mit dem man seit fünfunddrei-

ßig Jahren verheiratet ist, nicht zu erkennen? Bei einem geschätzten Abstand von zehn Metern? Unwahrscheinlich. Sehr unwahrscheinlich.

Seine Worte echoten durch ihren Kopf: «Wir freuen uns sehr auf das Kind. Es ist unser erstes.» Ihr wurde wieder übel. Er *freute* sich auf ein Kind? Wie konnte das denn passieren? Er mochte keine Kinder. Keine fremden, keine eigenen. Auf Wunsch ihres Mannes war ihre Ehe kinderlos geblieben. «Zu viel Verantwortung, das bringt mein Leben durcheinander.» Ihr Kinderwunsch war nie stark genug ausgeprägt gewesen, um sich gegen Karsten durchzusetzen. Und nun wollte er mit dreiundsechzig Vater werden?

Und was war das mit dem Satz «Es ist unser erstes»?

Deutete das auf eine gemeinsame Zukunft hin? Sind noch mehr geplant?

Dann durchzuckte sie eine weitere Erkenntnis, die sie empörte. «Er hat eine Affäre!»

Die Gefühle waren zurückgekehrt! Und nun wusste sie nicht, in welcher Reihenfolge sie sich aufregen sollte beziehungsweise, was schmerzhafter war: das Kind oder die andere Frau?

Das Sirren in ihren Ohren wurde lauter. Ihr Kreislauf sackte ab. «Stabile Seitenlage», fiel ihr ein. Sie musste sich hinlegen. Ihr Atem wurde hektischer. Lexi bekam Panik.

Ein Mädchen im Teenageralter blieb neben ihr stehen. Sie aß ein Tequeño, eine frittierte Käsestange. «Alles okay?», erkundigte sie sich kauend.

Lexi reagierte nicht, sie war damit beschäftigt, nicht zu sterben.

Das Mädchen betrachtete Lexi kritisch: «Sie hyperventilieren.»

Lexi stöhnte auf.

«Kenn ich, hab ich auch manchmal», sagte das Mädchen, zog das letzte Tequeño aus der Papiertüte und reichte sie Lexi. «Atmen Sie in die Tüte.»

Lexi tat es gehorsam. Zuerst kamen ein paar Krümel und dann der Kassenzettel. Sie hustete, nahm die Tüte von Mund und Nase, spuckte den Kassenzettel aus und schüttelte die Krümel aus der Tüte.

«Ups!» Die junge Samariterin kicherte entschuldigend.

Lexi atmete ein paar Minuten in die Tüte. Dann normalisierte sich ihre Atmung wieder. «Danke», murmelte sie und gab dem Mädchen die Tüte zurück.

«Besser?»

«Ja.»

«Kann ich noch etwas für Sie tun?»

«Nein. Das war wirklich sehr lieb von dir.»

«Kein Thema», winkte das Mädchen ab. «Ich muss jetzt gehen. Bleiben Sie noch einen Moment liegen. Und atmen Sie normal weiter.»

2. KAPITEL

Nach einer Weile setzte sich Lexi wieder auf. Es ging ihr besser. Vor allem deshalb, weil ihr eingefallen war, dass es gar nicht Karsten gewesen sein konnte, den sie da eben in der Praxis gesehen hatte, denn ihr Mann war ja seit zwei Tagen in La Guaira und würde erst heute Abend wiederkommen. Karsten war überhaupt nicht in der Stadt! Wäre ihr das mal gleich in dem Moment eingefallen, als sie Karstens Doppeltgänger gesehen hatte. Meine Güte, wie konnte sie nur so hysterisch reagieren?

Tatsächlich huschte nun ein kurzes Lächeln über ihr Gesicht. Karsten würde sich königlich amüsieren, wenn sie ihm heute Abend die Geschichte erzählte.

Heute Abend! Sie musste ja noch einkaufen. Karsten hatte sich ein deutsches Abendessen gewünscht. Er wollte sich langsam auf Deutschland einstimmen.

Lexis Ehemann hatte sich vor vielen Jahren in Südamerika selbständig gemacht. Dafür war keine Investition nötig gewesen, er brauchte lediglich ein Telefon, einen PC und ein Bankkonto. Karsten war der geheime Joker für Logistikunternehmen, die bei der Lösung von Einfuhrproblemen Hilfe brauchten. Ihn zu engagieren, war die beste Garantie für eine reibungslose Freistellung der Container und die Abwicklung der Zollmodalitäten. Karsten

bot seine Dienste als «Agent» an, seine Telefonnummer wurde mit den Worten «Wir haben da einen Mann vor Ort» dezent weitergereicht.

«Unser Mann in Havanna», spottete Lexi gelegentlich. Es war das einzige Buch Graham Greenes, das ihr gefiel. Aber nach Havanna kamen sie nie. Karsten folgte der Auftragslage. Und so zogen sie alle paar Jahre um.

Bevor er sich selbständig machte, hatte er in Deutschland als Speditionskaufmann bei einer Logistikfirma im Bereich Seefracht gearbeitet. Sein Kundenkreis bestand aus Firmen, die ihre Waren nach Südamerika exportierten. Karsten war für die Organisation und Abwicklung zuständig. Alles lief gut. Doch nach einiger Zeit dauerte die Abfertigung im brasilianischen Hafen Santos auf einmal ungewöhnlich lange. Die Freigabe der Container zog sich hin. Die Zollabwicklung stockte. Von Frachter zu Frachter dauerte es länger, bis die Ladung gelöscht war und die Container für den Weitertransport verladen werden konnten. Zu lange. Ausgerechnet im größten Hafen Südamerikas gab es Probleme. Das war nicht gut. Karstens Firma fürchtete, Kunden zu verlieren, wenn es nicht gelingen würde, diesen Prozess zu beschleunigen. Karsten flog nach Santos, um herauszufinden, woran es lag.

Der Despachante, ein staatlich geprüfter Zollagent, der sich im Auftrag des dortigen Spediteurs um die Abwicklung vor Ort kümmerte, seufzte, hob hilflos beide Arme in die Höhe und jammerte: «Die Behörden! Die Bürokratie! Vorschriften, Vorschriften, Vorschriften. Alles sehr kompliziert.»

Karsten wollte es konkreter wissen.

Der Despachante erklärte es ihm: zu hohes Contai-

neraufkommen, zu wenig Fachkräfte. Hatte er die vorgeschriebene Mannschaft endlich zusammen, zog sich das Löschen der Ladung weiter in die Länge, da die meisten Arbeiter gar nicht wussten, was sie tun mussten. Anschließend tagelanges Anstehen für die erforderlichen Papiere – das verkürzte den Prozess auch nicht. Und weitere wertvolle Zeit ging verloren, da das Receita Federal, das Finanzamt, das auch für die Zollkontrolle verantwortlich war, am Wochenende nicht arbeitete.

Der Despachante zuckte die Schultern. «Was soll ich tun?»

An der Art und Weise, wie der Despachante dies sagte, erkannte Karsten, dass es keine Resignation war. Es bedeutete vielmehr: «Lass dir was einfallen. Ich bin offen für Vorschläge.»

Karsten horchte auf. Es lag also an mangelnder Motivation der beteiligten Parteien. Mangelnde Motivation kann monetär behoben werden. Er lud den Despachante auf ein paar Caipirinhas ein. Und am Ende des Abends besiegelten sie ihre Zusammenarbeit.

Karsten blieb ein paar Wochen vor Ort. Kam eins seiner Containerschiffe an, machte er sich mit einem gutgefüllten Umschlag auf den Weg zum Despachante, der wiederum ging mit diesem – inzwischen etwas weniger gefüllten Umschlag – zu diversen weiteren, am Prozess beteiligten Personen, und dann lief die Abwicklung wie am Schnürchen. Alles ging äußerst schnell und problemlos vonstatten. Santos war zwar teurer als die Alternativhäfen in Montevideo oder Buenos Aires, aber da die ankommenden Container nun schnellstens abgefertigt wurden, verringerte sich ihre Wartezeit auf die Verladung, was wie-

derum zu erheblich niedrigeren Hafenkosten führte. Die Rechnung ging auf.

Karsten gefiel der Aufenthalt in Brasilien, er konnte seine Firma davon überzeugen, dass nur mit ihm vor Ort der Despachante bei Laune gehalten werden konnte. Er zog mit Lexi nach São Paulo, knapp achtzig Kilometer von Santos entfernt. Eine äußerst lukrative Entscheidung, denn zu seinem Gehalt kamen schon bald nicht unerhebliche Nebeneinnahmen hinzu. Der Despachante hatte ihn darauf gebracht. Dieser nahm eines Tages aus dem prallgefüllten Umschlag ein paar Scheine heraus und drückte sie Karsten in die Hand; seine Art, sich für die gute Zusammenarbeit zu bedanken. Diese Geste gefiel Karsten; die Idee sogar noch besser. Er kalkulierte von nun an seinen Anteil mit ein, nahm ihn vor der Übergabe des Umschlags heraus, nahm anschließend den «Dank» des Despachante entgegen und wurde so zum Doppelverdiener. Dreifachverdiener genau genommen, denn er bezog ja auch noch sein Gehalt. Schon bald überstieg sein Nebeneinkommen sein monatliches Salär.

Doch dann führte Missmanagement in seiner Firma dazu, dass die Aufträge spärlicher wurden. Die finanziellen Einbußen bei seinen Nebeneinnahmen schmerzten Karsten sehr. Die Erkenntnis, dass andere Logistikunternehmen die gleichen Probleme hatten, und die Tatsache, dass die speziellen Gepflogenheiten in Santos kein Einzelfall waren, sondern durchaus System hatten im südamerikanischen Raum, brachte ihn auf die Idee, sich selbständig zu machen. Karsten hatte vor Ort immer schnell «seine Leute» gefunden, die dank des inzwischen legendären Umschlages dafür sorgten, dass die Container von

Karstens Auftraggebern schnell und problemlos abgefertigt wurden. Karsten erledigte das sehr diskret. Zu seinem Konzept gehörte, selbst, so gut es ging, unsichtbar zu bleiben. Gelegentlich waren Wohnortwechsel nötig, die sich stets als gute Entscheidung herausstellten, da dies seinen Kundenkreis erweiterte und sein Einkommen erhöhte.

Als Lexi sich wieder gefangen hatte und von der Bank aufstand, klingelte ihr Telefon. Karsten.

«Gutes Timing», rief sie fröhlich in ihr Handy. «Ich will gerade für unser Abendessen einkaufen; hast du spezielle Wünsche?»

«Ja. Nein. Also, das ist dann ja wirklich gutes Timing, ich wollte dir nämlich sagen, dass ich erst morgen komme. Gut, dass du noch nicht eingekauft hast, mi vida.»

«Morgen erst?», echote Lexi etwas verloren. Und die hässliche Schlange des Zweifels kroch wieder unter ihrem Stein hervor. «Wieso?»

«Arbeit. Es gibt eine Verzögerung bei den Containern mit den Maschinen für die Ölförderung. Sie hängen noch im Zoll fest.»

«Oh.» Konnte doch sein, oder? Natürlich! Was hatte sie nur für zweiflerische Gedanken?! «Okay, schade. Also dann morgen?»

«Ja, bis morgen Abend. Te amo!»

«Ja», sagte Lexi nur. Und als sie sich entschlossen hatte, ihm ebenfalls ein «Ich liebe dich» zuzurufen, hatte er bereits aufgelegt.

Lexi setzte sich wieder. Das war jetzt irgendwie ungeschickt. Hatte es etwas zu bedeuten? Es wäre besser gewe-

sen, er wäre, wie ausgemacht, heute Abend zurückgekommen.

Es verunsicherte sie. War es wirklich seine Arbeit, die ihn dort festhielt? Er war doch in La Guaira? Er hatte sie eben von dort aus angerufen. Dann konnte sie ihn nicht hier in Caracas gesehen haben. Obwohl – die Hafenstadt war nur dreißig Kilometer entfernt. Und? Was sollten all die Überlegungen?

Diese vermeintliche Begegnung in der Arztpraxis hatte sie völlig aus dem Konzept gebracht. Und nun turnten alle möglichen bösen Gedanken wie wilde Affen in ihrem Kopf herum. Sie musste unbedingt damit aufhören. Er konnte es nicht gewesen sein! Aber es hatte sich so real angefühlt, ihn dort zu sehen.

Schluss jetzt!

Ihr Mann war in La Guaira und musste aus geschäftlichen Gründen noch einen weiteren Tag dort verbringen. Das war alles. So etwas kam oft vor, es war nicht ungewöhnlich. Das brachte sein Job mit sich.